

NORBERT RECK
DEM JUDEN
JESUS AUF
DER SPUR
WAS ER WOLLTE,
WAS ER GLAUBTE

BIBEL *diskutiert*

kbw

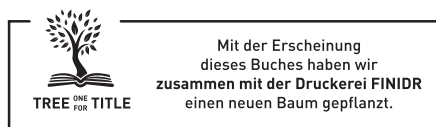
2. überarbeitete Auflage 2026
© 2026 Verlag Katholisches Bibelwerk GmbH, Stuttgart
Alle Rechte vorbehalten

Für die Texte der Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift,
© 2016 Katholische Bibelanstalt, Stuttgart
Alle Rechte vorbehalten

Die Nutzung der Inhalte dieses Werkes für Text- und Data-Mining im Sinne des § 44b UrhG ist ausdrücklich vorbehalten (§ 44b Abs. 3 UrhG) und daher verboten. Die Inhalte dieses Werkes dürfen auch nicht zur Entwicklung, zum Training und/oder zur Anreicherung von KI-Systemen, insbesondere von generativen KI-Systemen, verwendet werden.

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
Gestaltung und Satz: Olschewski Medien GmbH, Bad Ditzgenbach
Karten Seite 6: Jochen Stuhmann, Hamburg
Hersteller gemäß ProdSG:
Druck und Bindung: Finidr s.r.o., Lípová 1965,
CZ-737 01 Český Těšín, druckerei@finidr.cz, www.finidr.cz
Verlag: Verlag Katholisches Bibelwerk GmbH,
Silberburgstraße 121, 70176 Stuttgart, info@bibelwerk.de

www.bibelwerkverlag.de
ISBN 978-3-460-33168-6



INHALT

Einladung zu einer Reise	7
Begegnung in Judäa	13
Die Armen	17
Und was ist die Tora?	22
Über die Tora streiten?	28
Das Reich Gottes	34
Feindesliebe: Kein Rückzug aus der Welt	41
Gott begegnen	48
Umkehr und Vergebung	51
Der Bund mit Gott – das letzte Abendmahl	56
Jesus Christus: Messias und Sohn Gottes?	62
Auferstehung	68
Dank und ein paar Literaturempfehlungen	75
Der Autor	77
Bibel <i>diskutiert</i>	78



EINLADUNG ZU EINER REISE

Jesus war Jude: nicht nur gemäß seiner Herkunft, sondern auch seiner Überzeugung nach. Er ging regelmäßig am Schabbat zur Synagoge (Lukas 4,16), pilgerte zu den großen jüdischen Festen immer wieder zum Tempel in Jerusalem (Johannes 3; 12; 5,1; 7,10; 10,22), und was die Tora anging – die ersten fünf Bücher der Bibel –, ließ er keinen Zweifel daran, dass sie für ihn ohne jede Einschränkung gültig war: „Bis Himmel und Erde vergehen, wird nicht der kleinste Buchstabe und kein einziges Pünktchen an der Tora vergehen“ (Matthäus 5,18). Er hatte nicht vor, eine neue Religion zu gründen. Vielmehr hoffte er, die Menschen würden sich wieder treuer an den Gott Israels halten und nach der Tora leben – dann könnte das Reich Gottes auf Erden auch Gestalt annehmen.

Das klingt anders, als man es in den christlichen Kirchen normalerweise hört. Und es kann Menschen verunsichern, die mit der traditionellen Verkündigung über Jesus Christus aufgewachsen sind: mit dem Glauben an Jesus als den Sohn Gottes, an den „Sühnetod“ Jesu, an die Sündenvergebung und das ewige Leben. Sie fragen sich: Wenn er Jude war, stimmt dann alles noch, was bisher über ihn gelehrt wurde? Oder muss die Geschichte jetzt anders erzählt werden? Ist der christliche Glaube dann überhaupt noch möglich?

Gegen solche Verunsicherung kann es helfen, den Spuren des jüdischen Jesus nachzugehen – ganz handfest, anhand

der Evangelien im Neuen Testament. Was hat er gewollt? Was war ihm wichtig? Worin sah er seine Aufgabe? Dieses Buch stellt genau diese Fragen. Es ist eine Einladung zu einer Entdeckungsreise in die Welt der Zeit Jesu, in seine Lebenssituation, in sein Denken. Auf dieser Reise wird – so hoffe ich – deutlich werden, dass das Judesein Jesu keine Bedrohung für den Glauben von Christen und Christinnen sein muss. Dass es ihren Glauben sogar stärken und vertiefen könnte, wenn sie das Jüdische an Jesus wahrnehmen und verstehen lernen. Möglich ist allerdings, dass auf dieser Reise einiges in einem neuen Licht erscheint. Vielleicht überrascht uns der Mann aus Nazaret sogar mit seinen Anschauungen, Hoffnungen und Träumen.

Um verborgene, gar unter Verschluss gehaltene Geheimnisse, die endlich enthüllt werden müssten, geht es dabei nicht. Alles, was es über den Juden Jesus zu wissen gilt, findet sich in den Evangelien und in den älteren biblischen Schriften, über die Jesus nachdachte, die er liebte, mit denen er lebte. Manches wirkt möglicherweise dennoch ungewohnt, wenn man beim Lesen einmal auf die jüdische Identität Jesu achtet.

Denn das hat man im Christentum lange nicht getan. Für die Jesus-Anhänger der ersten Zeit war es selbstverständlich, dass Jesus Jude war – sie selbst waren es ja auch. Damit mussten sie sich nicht beschäftigen. Viel wichtiger war für sie die Botschaft, dass Jesus am Kreuz nicht gescheitert, sondern nach seinem Tod von Gott auferweckt worden war. Er lebt!, so bezeugten es die, die ihm nach seiner Hinrich-

tung auf die eine oder andere Weise begegnet waren. Und das bewog sie dazu, nicht aufzugeben, sondern ihre Gemeinschaft weiter aufzubauen.

Als aus diesen Anfängen irgendwann die Kirche als Institution entstand, setzte sie genau das fort: Sie verkündigte Kreuz und Auferstehung Christi als ein Ereignis, das den Lauf der Welt grundlegend geändert habe. Und für die Menschen aus den Völkern im Mittelmeerraum, die sich dem Christus-Glauben anschlossen, stand das ebenfalls im Zentrum: der Sieg des Gottessohns über den Tod und die Erlösung aus den Fängen der bösen Welt. Sie wussten kaum etwas über die jüdischen Hintergründe dieser Geschichte und auch nicht über das Judentum Jesu – sie lasen oder hörten die Evangelien eher in der Hoffnung, Zugang zum ewigen Leben zu bekommen.

Wenn sie, die nicht aus dem Judentum kamen, von Streitgesprächen zwischen Jesus und Angehörigen verschiedener jüdischer Gruppen erfuhren, verstanden sie diese oft so, dass Jesus sich gegen jüdische Gegner zur Wehr setzen musste, um den Plan Gottes zu erfüllen. Sie gewannen den Eindruck, es herrsche ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen Judentum und Christentum.

Zahlreiche christliche Theologen trugen zu dieser Vorstellung bei: Den Gläubigen beschrieben sie Jesus als einen Gegner der Tora, des Tempels in Jerusalem und des gesamten Judentums seiner Zeit. Anhaltspunkte dafür glaubten sie in den Evangelien zu finden. Der Grund dafür liegt in einer

Besonderheit dieser Texte: Während Jesus Aramäisch sprach und sich bis auf seltene Ausnahmen an Juden wandte, richteten sich die Evangelien vierzig bis siebzig Jahre nach Jesu Tod in griechischer Sprache gezielt an Christus-Gläubige und solche, die es werden könnten. Und dabei betonten ihre Autoren eher die Unterschiede zwischen den Auffassungen Jesu und denen anderer jüdischer Strömungen.

Welche dieser angeblichen Unterschiede die späteren Theologen dann aufgriffen, änderte sich je nach Zeitgeschmack. Im Mittelalter ging es um „die Juden“ als „Söhne des Teufels“; in der Reformationszeit sprach man gerne von der „Gesetzlichkeit“ des Judentums, und heute verbreiten Theologen und Theologinnen, Jesus sei der einzige in seiner Zeit gewesen, der mit Frauen geredet und sich um die Armen und Ausgestoßenen gekümmert habe; er allein habe gewaltlosen Widerstand gegen Unterdrückung gepredigt; und erst er habe Menschlichkeit und Liebe in die Welt gebracht. Demgegenüber seien die traditionellen jüdischen Vorstellungen beengend, nationalistisch und frauenfeindlich gewesen.

Solche Darstellungen Jesu und des Judentums haben immer wieder Vorurteile und Feindseligkeit erzeugt, mit entsetzlichen Folgen. Darüber hinaus waren sie grundfalsch. Jesu angebliche Ablehnung der Tora, des Tempels und des Judentums hat es nie gegeben. Und das Judentum in seiner Zeit war keineswegs düster und aggressiv, sondern ausgesprochen vielfältig und diskussionsfreudig. Bedeutende jüdische Gelehrte machten von sich reden. Wanderprediger und Asketen traten in Erscheinung. Es gab am Tempel Kassen zur

Unterstützung der Ärmsten. Frauen konnten über eigenes Geld verfügen, besaßen mitunter eigene Häuser, und sie waren selbstverständlich in den Synagogen ebenso anzutreffen wie im Tempel. Was die jüdische Gesellschaft angeht, gab es in ihr die unterschiedlichsten religiösen und politischen Strömungen.

Zum Glück haben wir über all diese Dinge heute bessere Kenntnisse. Vor allem jüdischen Forscherinnen und Forschern verdanken wir ein inzwischen viel genaueres Bild des Judentums im 1. Jahrhundert. Leider wissen Christinnen und Christen darüber immer noch wenig. Ihr Bild des irdischen Jesus ist häufig unscharf; von seinen Überzeugungen und seiner Liebe zum jüdischen Leben haben die meisten Christen nie etwas gehört. Das kann sich nun ändern. Wenn man mit wachen Augen für das Jüdische an Jesus an die Evangelien herangeht, ist es möglich, zwischen den Glaubensausagen der Evangelisten und dem, was Jesus selbst vertreten hat, zu unterscheiden. Der Jude Jesus kann uns näherkommen; seine Botschaft lässt sich rekonstruieren. Beste Voraussetzungen also, sich nun zu ihm auf den Weg zu machen!

Natürlich – wie könnte es anders sein? – ist das, was ich auf den folgenden Seiten erzähle, meine eigene Interpretation, meine Deutung. Aber sie ist nicht beliebig: Ich halte mich an die schriftlichen Quellen, die wir haben, und richte an sie die einfache Frage, was sie uns über das Judesein Jesu mitteilen können. Mehr nicht. Was die Evangelien sonst noch über Jesus sagen, ist hier nicht das Thema. Ohnehin konnte ich

im Rahmen dieses kleinen Buchs nur eine begrenzte Auswahl von Texten ansprechen – aber ein Anfang ist gemacht. Die Reise ist nicht zu Ende. Für Christinnen und Christen könnte es sich lohnen, weiter auf diesem Weg voranzugehen.

BEGEGNUNG IN JUDÄA

Nimmt man die Angaben der vier Evangelien im Neuen Testament zusammen, dann war Jesus sowohl in seiner engeren Heimat Galiläa unterwegs als auch in den Regionen Judäa und Samaria sowie einmal in der Stadt Jericho. Er zog durch das Land, um mit den Leuten zu sprechen und ihnen zu verkünden, dass das Reich Gottes da sei. Einiges spricht dafür, dass der Schwerpunkt seiner Aktivitäten in Judäa und Judäas Hauptstadt Jerusalem lag, wo sich nach seinem Tod auch die ersten Gemeinschaften seiner Anhänger bildeten.

So begegnen wir Jesus – auf Aramäisch: Jeschua Bar Josef (Jesus Sohn des Josef) – vielleicht zuerst auf einer seiner Wanderungen im „Gebiet von Judäa und jenseits des Jordans“ (Markus 10,1). Die Menschen, die er dort traf, fanden ihn vom Aussehen her wohl eher unauffällig. In Nazaret, wo er aufgewachsen war, war er Bauhandwerker, keiner aus der Oberschicht. Er kleidete sich wie alle einfachen Leute. An den Seiten seines Unterhemds hingen *Zizit*, Wollfäden, wie sie die Tora allen jüdischen Männern nahelegt und die auch heute noch von manchen orthodoxen Juden am Gebetsmantel oder am Leibchen getragen werden (die meisten deutschen Evangelien-Übersetzungen sprechen vom „Saum“ des Gewandes Jesu oder von „Quasten“, bestenfalls von „Schau-fäden“, worunter sich jedoch nur wenige etwas vorstellen können – Matthäus 9,20; 14,36; Markus 6,56; Lukas 8,44). Die *Zizit* sollen ihre Träger symbolisch „an alle Gebote Gottes erinnern“ (Numeri 15,39), damit diese auch im Alltag nicht

vergessen werden. Indem Jesus *Zizit* trägt, bekennt er sich ganz selbstverständlich zur Tora und ihren Geboten.

Und das tut er auch in der folgenden Szene in der erwähnten Gegend, als er nach einem Gespräch mit einigen Leuten gerade wieder aufbrechen und seinen Weg fortsetzen will. Da tritt ein junger Mann auf ihn zu, der sich wohl schon durch seine feinere Kleidung von den anderen Zuhörern unterscheidet. Er kniet vor Jesus nieder und spricht ihn an mit den Worten: „Guter Meister!“ Jesus reagiert unwirsch. Er mag es nicht, wenn man sich vor ihm niederwirft und ihn so anredet. Er erwidert sogleich: „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut – nur Gott allein“ (Markus 10,18).

Das wirkt auf Anhieb nicht sehr freundlich. Und viele Christen haben nach Kräften versucht, es zu überhören. Doch es lohnt sich, diese Worte auf sich wirken zu lassen. Denn sie verraten viel von Jesu Denken: Man soll niemanden verehren außer Gott allein. Man soll keinen menschlichen Autoritäten nachlaufen oder vor ihnen niederknien. Man soll auch ihn, Jesus, nicht zu einer verehrungswürdigen Figur machen und ihn ständig mit „Herr, Herr!“ anreden (Matthäus 7,21). Ihm geht es allein um die Verwirklichung des Willens Gottes, nicht um ihn selbst. Als der junge Mann ihn fragt, „was muss ich tun, um Anteil am ewigen Leben zu erhalten?“, erinnert Jesus ihn zuerst einmal an Gebote aus der Tora:

Du kennst doch die Gebote: Du sollst nicht töten, du sollst nicht Ehebruch begehen, du sollst nicht stehlen, du sollst keine Unwahrheiten verbreiten, du sollst niemanden betrü-

gen, du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren! (Markus 10,19)

Jesus zitiert aus dem, was Christen die „Zehn Gebote“ und Juden die „Zehn Worte“ oder kurz das „Zehnwort“ nennen (Exodus 20,1–17 und Deuteronomium 5,6–21). Tatsächlich handelt es sich bei diesen Worten um mehr als um bloße Gebote: Sie erinnern die Israeliten an ihre Zeit als Zwangsarbeiter in Ägypten und wollen veranschaulichen, welche Schlussfolgerungen sie aus dieser Zeit für das Leben in Freiheit ziehen sollten: im Verhältnis zu Gott und im Zusammenleben der Menschen untereinander.

Im Gespräch mit dem jungen Mann zählt Jesus nur Gebote auf, die sich um das Zusammenleben der Menschen drehen. Und das ist zugleich seine Antwort auf dessen Frage nach dem ewigen Leben. Denn Jesus ist klar, dass man einem jungen Mann, der ernsthaft über das Leben nach dem Tod nachdenkt, nichts über die alleinige Verehrung des Gottes Israels, die Heiligung des göttlichen Namens oder das Halten des Schabbats erzählen muss. Wie aber steht es mit den Regeln für ein ehrliches und gerechtes Zusammenleben? So etwas fällt bei stark heils- und jenseitsorientierten Menschen oft unter den Tisch. Meist verstehen sie nicht, dass ihr persönlicher Reichtum ihnen eine besondere Verantwortung für die Armen auferlegt, die überall um sie herum leben. Die Botschaft Jesu ist klar: Wenn du in den Himmel kommen willst, reicht die Verehrung Gottes nicht aus – es kommt darauf an, wie du auf dieser Erde mit deinen Mitmenschen umgehst. Und so fordert er am Ende den reichen jungen Mann auf:

Geh, verkaufe, was du hast, und gib den Armen; so wirst du einen Schatz im Himmel haben. Dann komm und folge mir nach! (Markus 10,21)

Der junge Mann zieht betrübt von dannen, „denn er war sehr vermögend“. Auf zusätzliche Fastenzeiten oder auf intensive Meditations- und Gebetsübungen hätte er sich wahrscheinlich freudig eingelassen, aber seine Reichtümer wollte er nicht mit anderen teilen.

Für Jesus war es indessen sehr wichtig, Frömmigkeit und Gottesliebe nicht von der Verantwortung für das Wohlergehen der Mitmenschen zu trennen. Nicht nur er dachte so, sondern auch viele andere im Judentum seiner Zeit. Spuren davon finden sich in verschiedenen jüdischen Schriften des 1. Jahrhunderts, später auch im Babylonischen Talmud, dem Großwerk der rabbinischen Bibelauslegung. Dort vertritt beispielsweise Rabbi Nehemia die Ansicht, die Liebe zu Gott dürfe sich nicht bloß in Worten ausdrücken, sondern müsse auch Konsequenzen im Alltagsleben haben. Wer Reichtümer angesammelt habe, solle sie an die Armen verschenken (Talmud-Traktat Sanhedrin 25b).

Wenn Jesus den vermögenden jungen Mann am Ende auffordert, „komm und folge mir nach!“, dann ist das eine Bitte, sich innerhalb der Bandbreite jüdischer Auffassungen für jene Tradition zu entscheiden, nach der vor allem das Bemühen um ein gerechtes Zusammenleben der Menschen hier auf Erden zu Gott führt.

DIE ARMEN

Warum war es für Jesus und andere so wichtig, dass man bei aller Gottesliebe die Armen nicht aus den Augen verliert? Wenn man sich anschaut, wie er und seine Mitmenschen im 1. Jahrhundert lebten, wird es deutlicher.

Jesu Heimat war zu seiner Zeit ein Teil des Römischen Reichs, der damals größten Militärmacht der Erde. Das Herrschaftssystem beruhte – von England bis Arabien – in erster Linie darauf, jeweils einheimische Eliten oder römische Funktionäre mit der Verwaltung der besetzten Länder und Kolonien zu beauftragen. Weil diese ihre privilegierte Stellung genießen und behalten wollten, waren die meisten von ihnen einerseits loyal gegenüber der römischen Zentralmacht, andererseits daran interessiert, die lokale Bevölkerung unter Kontrolle zu halten. Sie zogen Steuern für ihre Regierungsgeschäfte ein, aber auch die Tribute für den Kaiser in Rom, für seine Beamten und seine Armeen. Zugleich verschrieben sie sich dem Bau von prestigeträchtigen Palastanlagen, Festungen, Theatern und Sportstätten, Aquädukten und Straßen – also all dem, was dem römischen Imperium einen gewissen Glanz verlieh.

Das war auch im Land Israel der Fall. König Herodes der Große, ein Idumäer, der in eine jüdische Familie eingeheiratet hatte, regierte das Land im Auftrag Roms. Er steckte viel Geld in große Bauprojekte, unter anderem in die Errichtung der Küstenstadt Caesarea und der Festung Masada

sowie in den großzügigen Ausbau des Tempels in Jerusalem. Nach seinem Tod im Jahr 4 v. Chr. wurde das Land unter seinen Söhnen Herodes Antipas (Galiläa und Peräa), Herodes Archelaos (Judäa, Samaria und Idumäa) und Herodes Philippos (Ituräa, Golan, Trachonitis) aufgeteilt. Alle drei investierten ebenfalls viel in Prachtbauten und Paläste. (Herodes Archelaos wurde allerdings schon im Jahr 6. n. Chr. nach wiederholten Protesten gegen seine gewalttätige Amtsführung von Rom abgelöst und durch römische Präfecten ersetzt. Von 26–36 n. Chr. war dies Pontius Pilatus.)

Finanziert wurden diese Regierungsausgaben aus den Steuern der Bevölkerung. Deren überwiegende Mehrheit lebte in ländlichen Gegenden und betrieb Landwirtschaft. Die meisten waren Kleinbauern und pachteten Land von Großgrundbesitzern. Wenn sie die Abgaben dafür – wegen schlechter Ernten, Krankheiten oder familiärer Todesfälle – nicht bezahlen konnten, verloren sie ihr Land, mussten als Tagelöhner durchkommen oder, wenn sie ihre Schulden nicht mehr abtragen konnten, sich selbst als Sklaven in den Besitz ihrer Grundherren begeben. Armut, das heißt ein Leben am Existenzminimum oder darunter, war stark verbreitet; Hunger ebenfalls, vor allem in den Dörfern und ländlichen Gebieten.

Man schätzt, dass je nach Region 96 bis 99 Prozent der Bevölkerung zur Unterschicht gehörten. Darüber hinaus gab es nur eine winzige reiche Oberschicht; eine Mittelschicht existierte nicht. Dementsprechend war die Armut für das Herrschaftssystem des Römischen Reichs ein Sicherheitsrisiko. Immer wieder kam es zu Aufständen. Besonders der Osten

des Mittelmeerraums galt als unruhig und schwer zu befrieden. Deshalb finden wir gerade dort große römische Garnisonen mit Tausenden von Soldaten.

In der Bibelwissenschaft wird diese soziale Situation oft unterschätzt und wenig mitbedacht. Dabei sind gerade die Evangelien dafür eine außerordentliche Quelle. Während zahlreiche antike Texte vor allem die zivilisatorischen Leistungen der Römer, ihre Prachtbauten und Infrastrukturprojekte rühmen, haben die Evangelien einen einzigartig scharfen Blick für die Lage der Armen und die soziale Blindheit vieler Reicher. Würde man die Aussagen der Evangelien über Arme und Reiche zusammenstellen, erhielte man ein eindrucksvolles Sozialpanorama.

Wie die Evangelien erzählen, zog Jesus durch die Städte und Dörfer, lehrte in den Synagogen und sprach auf Straßen und Plätzen mit den Leuten. Immer wieder heißt es, es seien sehr viele Menschen gewesen, die sich um ihn scharten. Es war keineswegs so, dass seine Landsleute sich nicht für ihn interessierten oder ihn ablehnten. Im Gegenteil, viele wollten ihn hören. Manche brachten ihre Kranken, flehten ihn um Hilfe an. Doch wie muss man sich das vorstellen, dass er überall von Hunderten oder gar Tausenden umringt wurde? War es seine Fähigkeit, Kranke zu heilen? War er ein gefragter Redner? Hatte er umjubelte Auftritte in Städten und Dörfern? Nahmen sich die Leute frei, um ihn zu hören, wenn er an ihren Ort kam?

Historisch gesehen ist es unwahrscheinlich, dass so viele ihre Arbeit, ihr Vieh oder ihre Felder einfach für einen Tag al-

lein lassen konnten, um Jesus einmal zu erleben. So entspannt war das Leben in jener Zeit nicht. Zudem gab es keine Werbemaßnahmen, die sein Kommen ankündigten. Plausibler ist, dass die meisten der Zuhörer Jesu sich ohnehin schon auf den Straßen und Plätzen aufhielten: verarmte Kleinbauern, Tagelöhner, die am betreffenden Tag nicht von einem Großgrundbesitzer angeheuert worden waren, Wohnungslose, im Land Umherwandernde, Arbeitsuchende. Jesus rief sie nicht zusammen, sondern ging dorthin, wo sie waren. Wenn man sich dies und die Armut der Leute klar macht, sieht man gleich viel mehr.

Als Jesus die vielen Menschen sah, ergriff ihn tiefes Mitgefühl für sie. Denn sie waren erschöpft und lagen zerschunden am Boden wie Schafe, die niemanden haben, sie zu hüten. (Matthäus 9,36)

Jesus sah die verzweifelte Lage der Armen, ihre Perspektivlosigkeit, ihre nur noch diffuse Hoffnung. Vielleicht hat er beim Zusammentreffen mit ihnen selbst erlebt, wovon er später in einem Gleichnis gesprochen hat: dass man Gott begegnet, wo man den Armen, Obdachlosen, Kranken und Gefangenen begegnet (Matthäus 25,31–46). Dass man Gott nur lieben kann, indem man die notleidenden Menschen liebt und sie nicht mit billigen Worten abspeist.

Jesus predigte nicht. Er lehrte. Er wandte sich vor allem an die Armen, unter denen viele nie eine Schule besucht hatten und sich den Verhältnissen hilflos ausgeliefert fühlten. Er lehrte sie, anders auf sich, auf Gott und die Welt zu schauen.

Er sprach zu ihnen über den Zusammenhang zwischen der Tora und ihrem Leben und darüber, welche Kraft man gewinnen konnte, wenn man sich mit Gott verbündete. Er lehrte sie, dass Gott von ihnen nicht erwarte, sich in ihr Schicksal zu fügen. Er ermunterte sie, nicht gegeneinander, sondern miteinander zu leben. Seine Geschichten und Gleichnisse waren voller Bilder, die sie aus ihrem Alltag kannten. Bilder von Menschen, die etwas taten, so gering es auch sein mochte. Er wollte sie nicht zu einer weltabgewandten Frömmigkeit anhalten, sondern ihnen Mut machen, ihr Leben im Licht der Tora in die eigenen Hände zu nehmen.